DAS MUSEUM DES NICHTS

Und das soll Kunst sein?

VON ANNA ZUMBRO

Gleich am Eingang zum Museum des Nichts wird man gebeten, die Kontaktlinsen herauszunehmen. Es gibt sogar kostenlose Behälter und Fläschchen mit Aufbewahrungslösung, aber bei den Eintrittspreisen wäre es übertrieben zu behaupten, man bekäme etwas umsonst.

»Ich habe Astigmatismus«, sage ich, als die Wächterin fragt, ob ich intelligente Linsen trage. »Die hat mir der Arzt verschrieben.« Natürlich steigern sie außerdem die Wahrnehmung, wie bei jedem, und das ist der eigentliche Grund, warum das Museum verlangt, sie abzugeben.

Die Wächterin bleibt ungerührt. »Das ist das Museum des Nichts«, betont sie. »Sie werden nichts verpassen.«

Sie erwidert meinen Blick und lässt damit zu, dass meine Linsen ihre persönlichen Daten sammeln. Sie heißt Wanda Richardson und lebt in der Webster Street. Mit 16 brach sie die Schule ab, schloss sich einer Bande an und verbrachte neun Monate im Gefängnis wegen Planung eines Raubüberfalls, obwohl sie nur Schmiere stand, während ihre Freunde die Tür zum Elektronikladen aufbrachen. Eine kirchliche Einrichtung half ihr auf die Beine, bis sie eine Affäre mit dem Pastor hatte. Als Wächterin im Museum bekam sie eine zweite – oder besser dritte – Chance.

Wandas Augen verengen sich. Sie weiß, dass ich ihre von meinen Linsen projizierten Daten ablese, dass ich ihre Vergangenheit durchforste. Sie selbst trägt keine Linsen. Anscheinend müssen hier sogar die Wächter den Regeln folgen.

Eigentlich dumm. Sie würden doch besser aufpassen können, wenn sie Linsen hätten, die sie über die Besucher informieren. Aber wenn das wirklich das Museum des Nichts ist, gibt es wohl auch nichts zu stehlen.

Ich schreibe meinen Namen auf den Beutel, den Wanda mir reicht, und entferne meine Linsen an dem kleinen Waschbecken neben Wandas Pult. Ihr Gesicht verschwimmt. Sie zeigt zum Eingang der Ausstellung, und ich strecke meine Hand aus, weil ich meinen Augen nicht mehr traue.

Die Galerie hat weiße Wände und einen Parkettboden, genau wie die vielen anderen Museen, in denen ich schon Bilder von Da Vinci und Kahlo und Wyeth und wer weiß wem gesehen habe. Doch hier gibt es weder Gemälde noch Skulpturen, nichts als vier weiße Wände und ein Schild neben der Tür.

Ich kneife die Augen zusammen, um das Schild zu lesen: »Bitte die Kunstwerke nicht berühren.«

Da muss ich laut lachen: Nichts nicht berühren?

»Na, was hat Sie denn ins Museum geführt?«, fragt ein Mann, ungefähr so groß wie ich. Er lächelt dabei. Ich vermute, er amüsiert sich mit mir, nicht über mich. Aber das lässt sich schwer sagen. Seine Gesichtszüge sind verschwommen, fast abstrakt. Ohne meine Linsen weiß ich nicht, wie er heißt und woher er stammt, ob er jeden Donnerstag Suppe an Obdachlose verteilt oder vor einer Anklage wegen dreifachen Mordes flieht – mich fröstelt es. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zuletzt mit jemandem gesprochen habe, ohne seinen Namen und seine Vergangenheit zu kennen.

»Vielleicht musste ich mit eigenen Augen sehen, ob es das wirklich gibt«, antworte ich. »Ein Museum des Nichts, das kam mir wie ein Witz vor.«

»Dann hat es Sie immerhin zum Lachen gebracht.« Die Stimme des Manns hört sich freundlich an. Aber stimmt das? Kann ich meinen Ohren wirklich trauen?

»Warum sind Sie gekommen?«, frage ich zurück.

Er weist mit großen Gesten auf die weiße Wand vor uns hin. »Ich wollte die Kunst sehen.«

Jetzt weiß ich, dass etwas nicht stimmt. Ich weiche vorsichtig zurück. »Genau«, sage ich, um ihn bei Laune zu halten. »So etwas sieht man nicht alle Tage.«

»Nein, nein. Damit Sie mich richtig verstehen«, versetzt er hastig, »ich sage nicht, dass die Wand Kunst ist. Aber ist die Kunst nicht dazu da, uns zum Nachdenken zu bringen? Ununterbrochen werden wir mit Information gefüttert. Nie müssen wir etwas herausfinden. Verstehen Sie nicht? Dieser Ort regt zum Denken an. Er weckt die Fantasie. Deshalb ist er Kunst.«

Ich folge seinen Gesten und schaue die Wand an. Falls der Anstrich ein Muster aufweist, kann ich es nicht erkennen. Mein einziger Gedanke ist der Wunsch, meine Kontaktlinsen wiederzuhaben. Ohne sie fühlt sich die Welt fremd an.

»Bisher habe ich mich nie für besonders altmodisch gehalten«, sage ich, »aber eigentlich bevorzuge ich Kunst, die man sehen kann.«

Der Mann tritt näher zur Wand und beugt sich vor. »Vielleicht sollten Sie noch einmal genau hinsehen«, meint er. »Ich erkenne das Bild: Verschüttete Milch auf weißem Marmor.«

»Tatsächlich?«, erwidere ich. »Ich hatte es mit diesem anderen Meisterwerk verwechselt: Tanz der unsichtbaren Geister in dichtem Nebel.«

Wir lachen einträchtig. Sein Lachen klingt nervös, und das beruhigt mich. Ich frage mich, ob ich ihm meinerseits verdächtig vorkomme.

»Ich heiße Tara«, sage ich.

Er streckt seine Hand aus und packt schließlich meine, weil ich daneben greife. »Duke«, sagt er. »Sehr erfreut.«

Ich heiße nicht Tara, und irgendwie weiß ich, dass er nicht Duke heißt. Mein Kopf schmerzt von der ungewohnten Anstrengung der Augen. Trotzdem möchte ich noch ein Weilchen bleiben. Mir wird klar: Der falsche Duke und ich werden getrennt das Museum verlassen müssen, damit wir die Illusion nicht zerstören.

Doch im Augenblick spielt das keine Rolle. Hier drinnen können wir uns neue Identitäten ausmalen – wie Picasso den Stil wechseln von blau zu rosa zu kubistisch. Wir können sein, wer wir wollen, weil niemand uns kennt. Das ist kein Museum des Nichts, sondern ein Ort, wo wir zugleich die Künstler und die Kunst sind.

DIE AUTORIN

Anna Zumbro lebt in der US-Hauptstadt Washington. Ihre Kurzgeschichten sind in »Daily Science Fiction« und anderen Onlinemagazinen erschienen.

Wohin mögen die Entwicklungen unserer Zeit dereinst führen? Sciencefiction-Autoren spekulieren über mögliche Antworten. Ihre Geschichten aus der »Nature«-Reihe »Futures« erscheinen hier erstmals in deutscher Sprache.

© Nature Publishing Group

www.nature.com
Nature 533, S. 138, 5. Mai 2016